

EMMERICH KÁLMÁNS „FASCHINGSFEE“ ALS NOSTALGISCHE GÄRTNERPLATZ-PRODUKTION IN DER ALTEN KONGRESSHALLE

# Walzern durch den Weltkrieg



Das Herz an eine namenlose Schöne verloren: Viktor (Daniel Prohaska) bandelt mit Fürstin Alexandra Maria (Camille Schnoor) an. foto: Marie-Laure briane © OVB

**von tobias hell. Nein, lassen Sie sich nicht täuschen.**

Auch wenn von der Wand der „Theaterklause“ das Plakat zur Münchner Erstaufführung der „Csárdásfürstin“ prangt, haben wir es mit einer echten Rarität zu tun. Hundert Jahre nach der Wiener Weltpremiere wagt sich das Gärtnerplatztheater nämlich in der Alten Kongresshalle an Emmerich Kálmáns „Faschingsfee“. Und man fragt sich fast, warum nicht schon eher jemand auf die Idee kam, diese beschwingte Operette mit Schauplatz München hier endlich wieder auf die Bühne zu bringen

Am Ende täuschen allerdings auch die einschmeichelndsten Melodien nicht darüber hinweg, dass man im Grunde eine „Csárdásfürstin“ mit vertauschten Rollen erlebt. Statt eines adeligen Offiziers, dem seine Eltern die nicht standesgemäße Heirat verbieten wollen, erlebt man nun die frisch verlobte Fürstin Alexandra Maria, die es zur Faschingszeit inkognito in ein Münchner Künstlerlokal verschlägt, wo ihr Blick sofort auf den brotlosen Maler Viktor Ronai fällt. Der porträtiert seine geheimnisvolle Faschingsfee und verliert natürlich mit jedem Bleistiftstrich immer klarer sein Herz an die namenlose Schöne.

Mehrere Duette, Verwechslungen und eine Duellforderung später kommt es so, wie es in einer anständigen Operette kommen muss. Man ist jeweils von einem Moment auf den anderen verliebt, dann verkracht und schließlich wieder versöhnt. Doch geht es in diesem Genre ja oft weniger darum, was uns auf der Bühne gezeigt wird, sondern vielmehr darum, wie man es geschickt neu verpackt. Und selbst wenn Kálmán mehr als einmal auf Elemente vorangegangener Erfolge zurückgreift, erweist er sich auch bei der „Faschingsfee“ als absoluter Könnler seines Fachs. Die Partitur lullt das Publikum mit sanft wogenden Walzern ein, hält aber ebenso den einen oder anderen schmissigen Ohrwurm parat.

Dirigent Michael Brandstätter weiß dies mit dem hinter die Bühne verbannten Orchester effektiv umzusetzen, lässt es passend zur Faschingszeit ordentlich knallen, findet aber gleichzeitig auch den richtigen Ton für die glühenden Liebesschwüre des hohen Paares. In szenischer Hinsicht setzt Regisseur Josef E. Köpplinger erneut auf die Nostalgie-Trumpfkarte. Wobei vor allem Dagmar Morell ganze Arbeit geleistet hat, an deren eleganten, historisierenden Kostümen man sich gar nicht sattsehen kann. Köpplinger verzichtet auf aktuelle Anspielungen und unterfüttert seine neue Textfassung stattdessen mit zahlreichen Verweisen auf den Ersten Weltkrieg, der zur Entstehungszeit des Stücks vor der Tür tobte – dies ganz frei nach einem anderen Kálmán-Schlager: „Mag die ganze Welt versinken, hab’ ich dich!“

Zwar sind die weiß geschminkten lebenden Soldaten-Leichen, die sich schon vor Beginn im Foyer unter das Publikum mischen, stets als mahnender Zeigefinger präsent, der ausgelassenen Stimmung auf der Bühne tun sie aber letzten Endes keinen Abbruch. Ein bisschen Operettenmuseum? Ja, auch das muss es manchmal geben. „Die gute alte Zeit, doch nichts, was ewig bleibt“, so darf Gisela Ehrensperger, die Grande Dame vom Gärtnerplatz, in einem melancholisch-berührenden Moment zum Ende des ersten Aktes kommentieren. Eine Erinnerung an früher, als auch die resolute Wirtin Leopoldine noch daran glaubte, dass die Liebe keine Grenzen kennt. Ehrensperger geht das mit der Weisheit von fünf Jahrzehnten Theaterleben ebenso tief empfunden und natürlich über die Lippen wie der komödiantische Schlagabtausch mit ihrem langjährigen Bühnenpartner Franz Wuzner. Das darf als grandelader Oberkellerer. Josef noch einmal über die

Franz Wyzner. Der dann als grantelnder Oberkellner Josef noch einmal über die Bühne schlurft und mit subtilem Timing punktet. Zusammen zeigen diese beiden Veteranen Operette der guten alten Schule – und das im bestmöglichen Sinne des Wortes.

Eine Spur über das Ziel hinaus schießt dagegen Nadine Zeintl, die als ambitionierte Choristin Lori Aschenbrenner zum derben Grimassenschneiden verdonnert wird und kaum etwas von ihrem natürlichen Charme zeigen darf, mit dem sie sonst oft überzeugt. Umso größer der Kontrast zu Loris avisiertem Bräutigam Baron Hubert, den Simon Schnorr mit vollendeter Eleganz in Stimme und Erscheinung gibt. Qualitäten, über die auch Camille Schnoor als Titelheldin reichlich verfügt, die bestens mit Daniel Prohaskas impulsivem Maler Viktor harmoniert.

Schade nur, dass man auch diesmal wieder auf Mikroports zurückgreifen musste. Denn selbst wenn man hier so dicht am Geschehen dran ist wie selten und die Inszenierung gerade von dieser Nähe profitiert – akustisch bleibt auch die Alte Kongresshalle auf dem Messegelände als Notquartier problematisch.

Weitere Aufführungen

bis 28. Februar,

Telefon: 089/ 2185-1960.

---